



Ruth Jo. Scheier BILD: ZVG

WETTINGEN Nomination von Ruth Jo. Scheier

Nachdem die GLP Wettingen bei den letzten Einwohnerratswahlen markant zulegen konnte, sieht sie den Zeitpunkt gekommen, mehr Verantwortung gegenüber der Einwohnergemeinde zu übernehmen. Der Wettinger Gemeinderat setzt sich aus Vertretern von Die Mitte CVP (2), SP (2), FDP (2) und einem Parteilosen zusammen. Keine der anderen Ortsparteien ist gegenwärtig in der Regierung vertreten. Die GLP nominiert deshalb Einwohnerrätin und Fraktionspräsidentin Ruth Jo. Scheier für die Wahl zur Gemeinderätin. Ruth Jo. Scheier (45) ist seit 2014 Einwohnerrätin in Wettingen und war bis 2019 Grossrätin. Im Grossen Rat war sie Mitglied der Kommissionen Gesundheit und Soziales, Volkswirtschaft und Abgaben und in der Geschäftsprüfungskommission. In Wettingen vertritt sie die GLP in der Geschäftsprüfungskommission und war bis 2020 in der Begleitkommission Gemeindeordnung. Seit Langem engagiert sie sich in vielen verschiedenen Organisationen und konnte dadurch viele Erfahrungen sammeln. Scheier sei eine lösungsorientierte Teamplayerin, welche die Anliegen der Bevölkerung ernst nehme, so die Partei. Sie wähle aus Überzeugung den goldenen Mittelweg, der in die richtige Richtung führe. Ihre Ziele für Wettingen seien das Erreichen von mehr politischer Vielfalt, mehr Transparenz und Weitsicht. RS



Luana Giaccone BILD: ZVG

WETTINGEN Neue Schulsozialarbeiterin

Der Gemeinderat Wettingen konnte die auf das neue Schuljahr 2021/2022 frei gewordene 50-Prozent-Stelle als Schulsozialarbeiterin besetzen. Gewählt wurde Luana Giaccone. Sie trat am 28. Juni die Nachfolge von Karin Hitz an, welche die Gemeinde Würtenlos Ende Juli 2021 verlassen hat. Giaccone bildet inskünftig zusammen mit Nina Forte das Team der Schulsozialarbeit. RS

REGION: Werner van Gent referiert am KMU Swiss Symposium im Campussaal Brugg-Windisch

«Mein Akzent ist potthässlich»

Ex-SRF-Nahost-Korrespondent Werner van Gent (68), der früher in Baden und Wettingen lebte, über das Pendeln zwischen den Welten.

VON REINHOLD HÖNLE

Als Sie kürzlich wegen der Waldbrände in Griechenland wieder einmal für SFR1 berichteten, habe ich mich über dieses Wiederhören sehr gefreut – und das ging sicher vielen Schweizern so. Man liebt Ihre Stimme und Ihren holländischen Akzent ...

Mir gefällt er überhaupt nicht! Ich finde es potthässlich, wenn Holländer Hochdeutsch mit Akzent sprechen, aber ich akzeptiere es, wenn andere das schön finden. Ich hoffe auch, dass es Anerkennung für die unterkühlte, aber auch engagierte Berichterstattung ist. Diese Kombination ist wichtig, der Akzent nur ein Erkennungsmerkmal.

Versuchten Sie nie, ihn loszuwerden, wenn Sie ihn nicht mögen?

Als ich 1984 zum Radio ging und eine Sprecherausbildung bekam, habe ich gesagt: «Es gibt holländische Opernsänger und -sängerinnen, deren Deutsch perfekt ist. So will ich es auch lernen.» Die Frau hat grosse Augen gemacht und «Um Gottes willen!» gesagt. Ich habe sie verstanden und es gelassen. Es wurde ein Markenzeichen.

Werden Sie im Alltag oft an der Stimme erkannt?

Sie kommt den Leuten vertraut vor. Sie glauben, dass sie einen aus dem Radio kennen, oder fragen, ob man vielleicht der «Bruder von» wäre. Einmal hat mir ein Zugschaffner, der mein Billett kontrolliert hatte, auf der nächsten Tour eine Toblerone geschenkt – «für Ihre Berichterstattung». Das sind liebevolle Reaktionen – negative habe ich keine erlebt. Die Schweizer sind aber auch unheimlich diskret ...

Und Sie waren vierzig Jahre der Mann unseres Vertrauens im Nahen Osten.

Wenn meine Frau so was hört, kriegt sie immer Lachkrämpfe! (Lacht)

Weshalb?

Als schreibende Journalistin war sie es gewohnt, einer Sache auf den Grund zu gehen. Beim Fernsehen hatten wir dafür nicht immer die Zeit und den Platz. Ein Zweispalter in der NZZ hat vielleicht drei bis vier DIN-A4-Seiten, ein «Echo der Zeit»-Beitrag maximal zwei und ein «Tagesschau»-Beitrag eine halbe Seite. Wir können deshalb viel weniger Informationen liefern. Wenn wir unsere Geschichten mit guten Bildern illustrieren, wecken diese dafür mehr Emotionen.

Wann sind Sie eigentlich in die Schweiz gekommen?

Meine Mutter war Schweizerin. Sie ist am Zürichsee aufgewachsen. Meine Eltern haben sich während des Zweiten Weltkriegs in Davos kennengelernt. Beide hatten Tuberkulose. Dann zogen sie nach Holland, wo meine Schwester und ich auf die Welt gekommen sind. Mit meiner Mutter haben wir immer Holländisch geredet. Sie konnte es innerhalb von sechs Monaten perfekt, weil die ganze Umgebung nach der deutschen Besetzung strikt dagegen war, dass jemand Deutsch oder Schweizerdeutsch redet. So blieb es bis zu ihrem Tod, obwohl wir zwischendurch in Wettingen lebten. Der stärkste Schweiz-Bezug in meiner Kindheit ergab sich dadurch, dass wir die Skiferien immer im Prätigau verbrachten.



Werner van Gent: «Die Schweizer sind unheimlich diskret»

BILD: RHO

Ist Ihre griechische Frau fürs Studium an die Uni Zürich gekommen, wo Sie sich begegnet sind?

Nein, ihre Eltern waren schon in den Sechzigerjahren in die Schweiz ausgewandert.

Sie waren manchmal wochenlang getrennt. Haben Sie das aus Leidenschaft für Ihren Beruf in Kauf genommen?

Da wir keine Kinder haben, war es für uns kein grosses Problem. Es war schon manchmal komisch, wie damals, als wir uns an der Grenze zwischen der Türkei und dem Irak trafen.

Haben Sie Ihre Zelte in der Schweiz nie abgebrochen, obwohl Sie aus dem Ausland berichteten?

Nein, hier eine gemeinsame Basis zu haben, war uns immer wichtig. Als wir nicht mehr bei meinen Eltern Quartier machen konnten, haben wir eine Wohnung in der Badener Altstadt gemietet. 2019 sind wir dann nach Remetschwil in eine Eigentumswohnung gezogen. Wir leben auch gerne in Griechenland, haben jedoch mehr Bekannte und Freunde in der Schweiz. So pendeln wir hin und her. Wenn Sie mich fragen, wo meine Heimat ist, kann ich es nicht beantworten.

Wie haben Sie in den Krisengebieten gelebt?

Meistens war ich mit zwei, drei Kollegen unterwegs. Wir sind immer möglichst schnell aus den Hotels in Wohnungen gezogen – nicht nur aus finanziellen Gründen, sondern auch, weil sie sicherer sind. In Islamabad haben wir mal eine wunderschöne Villa gemietet. Pro Monat kostete sie nur so viel wie die ersten zwei Tage im Hotel, das später in die Luft gesprengt wurde.

Wie lange hielten Sie sich in einem Land auf?

Meistens einige Wochen bis zwei Monate, dann ist man weitergezogen.

Haben Ihnen die vielen Ortswechsel entsprochen?

Nicht nur sie, ich finde es auch faszinierend, immer wieder Menschen mit ganz unterschiedlichem politischem und sozialem Hintergrund zu treffen, am gleichen Tag mit einem Präsidenten und ganz einfachen Leutigen zu sprechen.

Von wem man wohl mehr erfährt?

Interviews mit Politikern könnte man sich oft sparen, auch in der Schweiz. Denen wird nicht selten von ehemaligen Journalisten beigebracht, wie man Fragen nicht beantwortet oder verdreht. Es ist eine Zumutung, was man in Radio oder Fernsehen alles hört. Vom «Normalbürger» erfährt man viel mehr, wenn man empathisch ist. Wenn man im Nahen Osten Respekt zeigt, speziell gegenüber der Religion, öffnen sich viele Türen.

Beim KMU Swiss Symposium Brugg am 2. September im Campussaal werden Sie zum Thema «Umbruch in Wirtschaft und Gesellschaft» referieren. Wann haben Sie in Ihrem Leben einen solchen erlebt?

2003 habe ich aufgehört, als Frontreporter in Krisengebiete zu gehen. Wir waren im Irak in einen Hinterhalt geraten und sind gerade noch mit dem Leben davongekommen. Ausserdem fanden ein Jahr später in Athen die Olympischen Spiele statt. So haben meine Frau und ich die Reisefirma Treffpunkt Orient gegründet.

Als Journalist sind Sie seit drei Jahren pensioniert. Was ist der Unterschied, wenn Sie nun als Guide wieder in diese Länder reisen?

Wir haben mehr Zeit, um diese Studienreisen durchzuführen, und sind vier Monate pro Jahr unterwegs. Im Gegensatz zu früher können wir – wenn keine Pandemie herrscht – selbst in aller Ruhe planen, wann wir wo sein möchten, und das Schöne ins Zentrum stellen. Ein Kollege hat es «Journalismus light» genannt, aber der kann auch anstrengend sein, da die Leute nicht wenig ausgeben und erwarten, dass alles klappt.

Wer bucht bei Ihnen?

Unter den 900 Kunden, die wir inzwischen hatten, sind viele selbständige Erwerbende, die ihr Geschäft verkauft haben und nun über die Zeit und die Mittel verfügen, ihr Interesse an fremden Ländern und Kulturen zu vertiefen. Da wir die Reisegruppen auf zwölf Personen begrenzen, damit diese wirklich viel davon haben, sind die Reisen kostspielig, zumal der logistische Aufwand kaum geringer ist als mit achtzehn Teilnehmenden. Man braucht einen guten Fahrer, gute Unterkünfte und gutes Essen.

WERNER VAN GENT, 68

und seine Ehefrau Amalia Karapodougroul lernten sich beim Soziologie-Studium in Zürich kennen und lieben. Aus der Wahlheimat Athen und aus Krisenregionen berichtete er als Radio- und TV-Korrespondent fürs SRF und sie für die NZZ über Griechenland, die Türkei und den Nahen Osten. Mit ihrem Reisebüro Treffpunkt Orient und dem 2015 gegründeten Kolchis-Buchverlag sprechen sie eine anspruchsvolle Klientel an. Van Gent ist Referent beim KMU Swiss Symposium am 2. September im Campussaal Brugg-Windisch.

Wie lautet Ihr Credo?

Ich sage immer, weniger ist mehr. Statt fünf lieber nur zwei Kirchen pro Tag anschauen und mehr Zeit haben, um die Eindrücke zu verarbeiten. In Ländern, wo ich nicht selbst durch die Museen führen darf, sage ich den lokalen Guides immer: Zeig uns nicht all eure Schätze, sondern nur, was dir selbst am besten gefällt!

Was haben Sie durch Ihre Reisen an der Schweiz besonders schätzen gelernt?

Man kann auf eine Bank gehen und innert fünf Minuten alles Nötige erledigen oder das Steueramt anrufen, wenn etwas unklar ist. Wer sich über die Bürokratie in der Schweiz beklagt, sollte mal erleben, wie man diesbezüglich in der Türkei, in Griechenland, im Iran oder im Irak in eine Gummiland läuft. Um ein Auto zu importieren, haben wir mal drei Tage auf einem Zollamt verbracht. Wir bekamen zwar Tee, was der lokalen Gastfreundschaft entsprach, aber keiner der Beamten wollte einen Entschuldig fallen, weil er Angst hatte, später von seinem Vorgesetzten eins auf den Deckel zu bekommen.

Was stört Sie hierzulande?

Während der Pandemie habe ich mich manchmal gewundert, wie schwer es den Schweizern fällt, mit dieser Herausforderung umzugehen. Das Problem ist, dass sie seit der Spanischen Grippe vor hundert Jahren nie mehr mit so etwas umgehen mussten. Sonst hätte man im März nicht schon lauthals reklamiert, man wolle zur Normalität zurück. Schuld war das Virus, das einfach nicht verstanden hat, dass die Schweizer immer alles gut machen und es deshalb verdient haben, ein sorgenfreies Leben zu führen.

Man hört meist nur vom Negativen. Gibt es auch Entwicklungen im Nahen Osten, die Hoffnung machen?

Es ist schwierig, da die Machthaber meist fest im Sattel sitzen und die Volksgruppen zerstritten sind. Der Wandel in der Gesellschaft ist jedoch rasant. Die Bedeutung der Religion nimmt ab. Trotzdem macht man bei uns eine riesige Kabale um die Fundamentalisten. In Wahrheit ist der Arabische Frühling nicht tot. Es geht den Menschen um mehr persönliche Freiheit und mehr Rechte, aber vor allem darum, dass es ihren Kindern besser geht. Und das geht nur über mehr Demokratie.

Wie optimistisch sind Sie angesichts der globalen Bedrohungen?

Es heisst ja, Optimismus sei ein Mangel an Information. (Lacht) Wenn es in der Schweiz schon so schwierig ist, ein CO₂-Gesetz durchzubringen, dürfte es noch lange dauern, bis auf der ganzen Welt griffige Massnahmen beschlossen werden. Immerhin dürften Klimawandelleugner nach allem, was in diesem Jahr passiert ist, künftig einen schweren Stand haben.